

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 34 (1978)
Heft: 6

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

HANS-PETER MÜLLER: *Die schweizerische Sprachenfrage vor 1914*. Eine historische Untersuchung über das Verhältnis zwischen Deutsch und Welsch bis zum Ersten Weltkrieg. Franz-Steiner-Verlag, Wiesbaden 1977. Broschiert. 212 Seiten. Preis 28,— DM.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, brach die öffentliche Meinung der Schweiz auseinander. Die Welschschweizer identifizierten sich mit Frankreich und Belgien, die Deutschschweizer (größtenteils) mit dem deutschen Kaiserreich. Beide Seiten hofften jahrelang auf „ihren“ Sieg. Ob die Eidgenossenschaft im Ernstfall die *Zerreißprobe* bestanden hätte?

Der Vorgeschichte dieses „Grabenbruchs“ ist *Hans-Peter Müller* in einer Doktorarbeit nachgegangen; diese erschien nun, mit Unterstützung der Pro Helvetia, in einer Schriftenreihe des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim. Von Sprachenkämpfen, wie sie im habsburgischen Vielvölkerstaat ausgetragen wurden, blieb die Schweiz verschont. Es gab hier keine Sprachengruppen, die, wie die Tschechen, nach Eigenstaatlichkeit strebten. Das zähe Ringen der flämischen Mehrheit Belgiens mit der wirtschaftlich und politisch führenden französischsprachigen wallonischen Minderheit hatte ganz andere Ausmaße als der schweizerische Sprachenstreit, der zwischen 1890 und 1914 zuweilen die Gemüter erhitzte, dann aber wieder für Jahre einschief. Er war im Grunde nur der Wellenschlag des europäischen Machtdenkens, das auch die Kultur als Mittel der Politik sah.

1883 schuf Frankreich in der *Alliance française* ein Instrument zur Verbreitung der französischen Sprache, und 1890 gründete der 25jährige Alfred Hugenberg (1933 Hitlers Wirtschaftsminister) den *Alldeutschen Verband*. Eine erste sprachpolitische Sensibilisierung der schweizerischen Öffentlichkeit wurde durch die Volkszählung von 1890 hervorgerufen; sie enthüllte einen prozentualen Rückgang der Deutschsprachigen zugunsten der Französischsprachigen. Zu einem *Federkrieg* kam es aber erst, als von Lausanne aus die bahnamtliche Verwelschung des Oberwallis begann: in den Bahngebäuden gab es nur noch französische Aufschriften, und selbst die Ortsnamen wurden französisiert: Visp zu Viège, Leuk zu Loèche usw. Aus dem Widerstand gegen solche Mißbräuche entstand 1904 der *Deutschschweizerische Sprachverein*. Wortführer derer, die zum Schutze der deutschen Sprache aufriefen, waren Jakob Hunziker, der bekannte Hausforscher, Jakob Zimmerli, der spätere Stadtpräsident von Luzern, Pfarrer Eduard Blocher (Sitten, Zürich) und der Berner Sprachgelehrte und Mundartförderer Otto von Greyerz.

1907 kam es zur Gründung der Gegenorganisation, der *Union romande*. Der Alldeutsche Verband hat — wie Müller feststellt — gegenüber der Schweiz keine Ziele verfolgt. Dagegen hat es der französische Staat verstanden, Schweizer Bürger an sich zu binden, indem er sie zu Rittern der *Ehrenlegion* ernannte, so Albert Bonnard (Mitgründer der Union), Philippe Godet (Professor in Neuenburg), Charles Burnier (Schuldirektor der Stadt Lausanne). Das mag dazu beigetragen haben, daß die Sprachenfrage im Welschland ernster genommen wurde als in der deutschen Schweiz. Müller deckt hier Spannungen und Risse auf, welche die Entstehung des „Grabens“ von 1914 verständlich machen; um so mehr ist zu bedauern, daß hie und da *Voreingenommenheit* durchschimmert.

Wie weit unter der Flagge „Zweisprachigkeit“ Sein und Schein ausein-

anderklaffen konnten, zeigte sich im Walliser Großen Rat: 1896 konnten von 29 deutschsprachigen Parlamentariern 26 Französisch, während von den 74 Welschwallisern kein halbes Dutzend der deutschen Sprache mächtig war. Erst 1913 wurde das *Oberwallis* dank der Eröffnung der Lötschbergbahn aus seiner sprachpolitischen Insellage befreit. Im *Berner Jura* zeichnete sich schon damals eine Haltung ab, die dann zum Wesenszug des Separatismus wurde: eine hochfahrende Abneigung gegen die Deutschschweizer und ihre Sprache, vor allem die bernische Mundart.

Die Vermutung ausländischer Besucher, dem schweizerischen Sprachfrieden liege ein ausgeklügeltes Sprachenrecht zugrunde, trifft nicht zu. Entscheidend ist vielmehr der *ungeschriebene Grundsatz*, die Geschlossenheit der Sprachgebiete zu erhalten (Territorialprinzip). Breiten Raum gewährt daher Müller der Pflicht des Zuwanderers, sich der örtlichen Landessprache anzupassen. Die unterschiedliche Anpassungswilligkeit des Deutsch- und des Welschschweizers führt er auf mehrere Gründe zurück, nicht zuletzt auf das hohe Sozialprestige des Französischen. Während Welsche und Franzosen glauben, dank ihrer Sprache besonders klar denkend und vernünftig zu sein, hält sich der Deutschschweizer und der Deutsche — ohne jeden Bezug auf die Sprache — für besonders fleißig und pflichtgetreu. (Selbst der Landesindex der Konsumentenpreise zeigt Unterschiede der Wertordnung: 1975 gab die deutschschweizerische Haushaltung 2,8 Prozent für Getränke und Tabak aus, die welschschweizerische aber 4 Prozent; bei den Sparquoten lauten die Zahlen 11 Prozent und 7,3 Prozent.) Eine weitere Tatsache ist, daß der Welschschweizer für seine alemannischen Mitbürger *ein Dutzend Schimpfwörter* zur Verfügung hat, der Deutschschweizer aber für die Romands kein einziges. Hier versagt freilich Müllers Kunst der Deutung. Er glaubt, der Deutschschweizer sei einfach zu wenig „erfinderisch“.

Die *innere Distanziertheit* gegenüber der als „deutsch“ empfundenen Eidgenossenschaft spricht etwa aus dem Satz, den C.-F. Ramuz 1906 geschrieben hat: „Je ne connais pas de Suisses, je connais des Bernois... des Vaudois...“ Es schadet nichts zu vernehmen, daß 1909 am internationalen Musikfest in Genf die Schweizer Fahne fehlte, nicht aber die französische Trikolore, und daß andererseits Kaiser Wilhelm II. 1912 in Zürich mit einer Begeisterung empfangen wurde, die in einer württembergischen Stadt kaum größer gewesen sein konnte. Selbstbesinnung tat not. Waren die von drei Nationalstaaten umgebenen Schweizer wirklich eine eigene „Nation“? Worauf gründeten sie ihren Anspruch auf staatliches Sonderdasein? Daß der „Graben“ von 1914 kein zweitesmal aufbrach, ist ein hoffnungsvolles Zeichen. Aber Zeichen können trügen.

Paul Waldburger

WERNER RÜEDI: *Die drei Sprachleiter*. E Usenandersetzig us Liebi zur Muetersprach. Bärndütsch-Verlag, Bern 1978. 149 Seiten. Preis 15,— Fr.

Das ist die erste Abhandlung in Berner (oder sonst einer Schweizer) Mundart, die ich zu lesen und zu würdigen habe. Ich gebe zwar zu, daß ich mich nie um Dialektbücher gerissen habe; und gar eine Abhandlung, „e Usenandersetzig“, wie es heißt, hätte ich mir gerne erspart. Aber siehe da: die Lektüre ging ganz gut, und ich habe das Buch mit einem schönen Gewinn aus der Hand gelegt. Doch zuerst eine Vorfrage: Werner Rüedi nennt sein Buch eine Auseinandersetzung aus Liebe zur Muttersprache. Zu welcher Muttersprache? Unsere Muttersprache ist zunächst wohl eine der vielen schweizerischen Mundarten, dann aber das Hochdeutsche. Werner Rüedi

aber tut so, als ob es nur das Berndeutsche gebe. Um dieses aber von Grund auf zu verstehen, muß man eine Zeitlang im Kanton Bern gelebt haben. (Ich habe 18 Jahre in und um Bern gewohnt und mich dort immer gefühlt, wie es Ovid in der Verbannung empfunden hat: Barbarus hic ego sum quia non intelligor ulli [ich bin ein Fremdling hier, weil ich von keinem verstanden werde].) Es ist ein Kennzeichen des Berners, daß er die ganze Welt mit berndeutschen Ohren erlebt, wie wenn der liebe Gott ein Bernburger sein müßte. Eine zweite Vorfrage: Warum ist der Träger des Berndeutschen fast immer ein Bauer? Wo es doch in der Schweiz nur noch 13% Bauern gibt!

Die von Rüedi erwähnten sogenannten drei Leiter der Sprache sind das Sprachbewußtsein, die Spracheinheit und die Sprachreinheit. Aber diese Leiter gelten nur für das engbegrenzte Gebiet des Landberndeutschen. Zum Glück enthält dieses hier vorliegende Landberndeutsch nicht die Vokalisierung des *l*; doch nicht weit von Werner Rüedis Heimat, der Gegend von Niederbipp, herrscht schon diese von allen Nichtbernern als unschön empfundene Vokalisierung des *l*.

Rüedi spricht mehrmals von ‚agschlagigs Sprachbewußtsi‘, also von angeschlagenem Sprachbewußtsein, doch wird die Eignung des Dialekts für wissenschaftliche Abhandlung halb bejaht. Sprachbewußtsein bis zur Selbstgerechtigkeit verrät die Stelle: „Der Albärt Meyer, wo d Odyssee vom Homer i ds Bärndütsch umdichtet het, isch überzügt gsi, daß er mit sim Bärndütsch der Sprach vom Homer rächt nach chunt, o was ds Värsmäß anbelangt.“ Doch Spracheinheit und Sprachreinheit sind bei der Wanderung der Bevölkerung nicht mehr aufrechtzuerhalten. Für jeden, der etwas über den Zaun schaut, sind das zweifelhafte Begriffe.

Eugen Teucher

Aus dem Vereinsleben

Deutsch im Elsaß

Vor der Gesellschaft für deutsche Sprache in Luzern und einer weitem Öffentlichkeit sprach der in Mülhausen lebende Professor Hughes Walter über die deutsche Sprache im Elsaß. Der Redner erfüllte diese Aufgabe mit einer streng und nüchtern wissenschaftlichen Leistung, die dennoch nicht sein leidenschaftliches Interesse am Schicksal der deutschen Sprache in seiner Heimat vermissen ließ. Vor dem Dreißigjährigen Krieg, sagte er, also ehe Frankreich das Elsaß nahm, sprachen die Elsässer von Urzeiten an, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, nämlich deutsch, und das Land hat der deutschen Geistesgeschichte eine Fülle von Gelehrten, Malern und bedeutenden Dichtern zugebracht. Der Redner zeigte die Unterschiede zwischen Unter- und Oberelsässisch und vollends dem Sundgauischen, das sich beinah mit dem schweizerischen Deutsch der angrenzenden Gebiete deckt. Baseldeutsch sei eigentlich kein Schweizer, sondern Elsässer Deutsch. Wie unvoreingenommen Walter denkt, kann man daran erkennen, daß er recht sachlich von dem elsässischen Philosophen Eduard Schuré sprach, dessen Werk „Die großen Eingeweihten“ sehr unterschiedlich aufgenommen wurde.

teu.